Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

34 (25.11.1856) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt
des Schwarzwälder Boten.

№ 34. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 25. November 1853.

Maria Stuart in Frankreich.
(Fortsezung.)

Längst schon hatte Maria den schönen Montmorency mit Wohlgefallen betrachtet, und es vielleicht im Stillen bedauert, daß er sich in der Schaar Derer hielt, die sich begnügten, ihr flüchtige Huldigungen darzubringen, wenn seine Blicke auch beredter waren, als die aller Andern. Wie sie jene Blicke erwiderte, mußte Montmorency ermuthigt werden, aber dennoch scheute er sich, der Frau, die er anbetete, näher zu treten, weil er ihre Ueberlegenheit fürchtete. Dies führte ihn auf den Ausweg, Chatelard's Geist zum Vermittler zu machen — und er gewann jenes Herz, das sich inmitten der Pracht eines verschwenderischen Hofes verödet fühlte. Der eingeleitete Briefwechsel wurde lebhaft fortgesezt, ob man auch Gelegenheit genug fand, sich mündlich zu sagen, was man sich zu sagen hatte, denn Maria fand einen Genuß darin, die feurigen Ergüsse des liebenden und geliebten Mannes zu lesen, welche sie für Manches entschädigten, was sie in seiner mündlichen Unterhaltung unbefriedigt ließ.

Montmorency durfte die Königin jezt täglich sehen, aber doch mochte er fürchten, bei ihr zu verlieren, wenn der Briefwechsel eingestellt würde, darum nahm er fort und fort Chatelard's Feder in Anspruch. Auch unmittelbar nach jenem Geständniß, welches Maria dem Freunde abgelegt, kam Montmorency mit seinem gewöhnlichen Gesuch. Der Königin gegenüber hatte Chatelard sich zu beherrschen gewußt, nicht so, als der beglückte Nebenbuhler vor ihm stand: mit einer ihm sonst fremden Bitterkeit schlug er die Bitte ab, und als der erstaunte Montmorency in gereiztem Tone nach der Ursache der Weigerung fragte, antwortete Chatelard mit feinem, aber beißenden Spott. Dies war ein Feld, wohin Montmorency seinem Gegner nicht folgen konnte, er mußte zu derberen Mitteln seine Zuflucht nehmen; so hatte Chatelard es erwartet und gewünscht: Montmorency sagte ihm Dinge, auf welche der Edelmann nur mit dem Degen antworten kann, und bald standen die Gegner mit dem blanken Stahl in der Hand einander gegenüber.

Montmorency war als der Mann bekannt, welcher niemals dem Kampfe auswich, darum durfte er nicht fürchten, sich Etwas zu vergeben, als er, den Degen bereits in der Hand, sagte:

„Wir könnten einen blutigen Ausgang unserer Angelegenheit vermeiden, wenn es Euch gefiele, mir wenigstens den Grund anzugeben, aus welchem Ihr mir einen Dienst verweigert, den Ihr mir so oft erzeigt und für welchen ich noch immer Euer Schuldner bin. In diesem Falle würde ich bereitwillig jede Beleidigung zurücknehmen, welche ich Euch in der Hize zugefügt, so wie ich gern vergeben wollte, wie Ihr Euch gegen mich vergessen, und wir könnten das Geschehene als nicht geschehen betrachten."

Chatelard zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann sagte er fest:

„Nicht um den Ausgang unserer Sache anders zu lenken, will ich Euch die gewünschte Aufklärung geben; in jedem Falle bleibt es bei Dem, wozu wir hierher gekommen sind. Nur damit ich Euch beweise, daß ich mich nicht scheue, den Grund meiner Weigerung zu nennen, so vernehmt: Ich bin Euer Rival bei Der, an die jene Briefe gerichtet waren, welche ich für Euch schrieb."

„Bei der Königin?" rief Montmorency mit Staunen und Zorn. „Ihr Chatelard?"

„Ich denke, Ihr werdet nun meine Weigerung erklärlich finden," versezte Jener kalt.

„Noch ein Wort!" sprach Montmorency mit steigender Wuth. „Ihr seid mein Nebenbuhler — gut! — Aber die Königin?" —

„Wäre ich glücklich, wie Ihr, so würde die Ehre mir Schweigen gebieten," erwiderte Chatelard. „Ich bin es nicht, ich liebe Maria hoffnungslos, aber ich werde sie lieben, so lange ich athme!"

„Bei Gott, diese Kühnheit ist ohne Vergleich!" sagte Montmorency. „Ihr wagt —"

„Genug, genug!" fiel Chatelard ein; „wir kamen nicht hierher, um mit Worten zu fechten."

So fochten sie denn mit den Degen, Beide erbittert, Beide im Kampfe geübt; dennoch war Montmorency seinem Gegner überlegen, schwer getroffen, sank er blutend nieder. Noch auf dem Kampfplaze reichten die Gegner sich die Hände, dann eilte Montmorency, dem Verwundeten Hülfe zu schaffen. —

Maria hörte, welcher Unfall ihren Freund getroffen, Montmorency selber theilte ihr mit, daß Chatelard durch seinen Degen verlezt worden, er verschwieg ihr auch nicht, daß sie die Ursache des Kampfes gewesen, nur über die Entstehung der Briefe schwieg er, um nicht zu viel zu verlieren und seinen Nebenbuhler zu viel gewinnen zu lassen. Maria beklagte den Freund und sandte ihm ihren eigenen Arzt; täglich ließ sie sich erkundigen, wie es ihm ergehe, und in ihrer Theilnahme versichern.

Chatelard genas. Die beiden Gegner waren versöhnt, aber ihre Nebenbuhlerschaft dauerte fort; Chatelard schrieb keinen Brief mehr für Montmorency. Sobald er wieder sein Zimmer verlassen konnte, trat er in das alte Verhältniß zur Königin, die, seit sie von seiner Leidenschaft unterrichtet war, ihn mit noch größerer Zartheit behandelte. Er wurde jezt nicht mehr dadurch gekränkt, daß sie in seiner Gegenwart zerstreut war, sie schenkte ihm ihre ungetheilte Aufmerksamkeit, als sei sie bestrebt, ihn für manche kleine Vernachlässigung zu entschädigen, welche sie sich vor seinem Zweikampfe mit Montmorency hatte zu Schulden kommen lassen. —

Wieder verging indessen nur eine kurze Zeit, da nahm Chatelard abermals eine Veränderung an der Königin wahr, die ihn beunruhigte. Bald sollte er den Grund erfahren; Maria, die ihm ein rückhaltloses Vertrauen schenkte, sagte eines Tages zu ihm:

„Beklagt mich, Chatelard! Montmorencys Liebe beginnt zu erkalten, das Feuer seines Geistes erlischt, er spricht zwar noch, wie er sonst sprach, aber wie schreibt er?"

Das ging natürlich zu und Chatelard wußte, wie es zuging: Montmorency hatte Keinen gefunden, der solche Briefe für ihn schrieb, wie Chatelard sie geschrieben. Neue Hoffnungen stiegen in ihm auf, er glaubte zu erkennen, daß Maria durch körperliche Schönheit allein nicht befriedigt werde, und so konnte er dennoch vielleicht auf seine geistigen Vorzüge bauen. Von da ab fand die Königin jeden Morgen auf ihrer Toilette einen Erguß, bald der glühenden Liebe, bald des heiteren Wi-

zes, dann wieder einer melancholischen Zärtlichkeit. Sie fand die Sprache wieder, welche früher in Montmorency's Briefen geherrscht, und doch wußte sie, daß sie von ihm nicht kamen. Sie las sie darum nicht weniger gern, wurde aber betrübt, als sie den Verfasser erkannte.

„Ist es Chatelard, der unsichtbar mit mir correspondirt?" fragte sie ihn eines Tages.

„Und wenn er es wäre?" entgegnete er, zitternd zwischen Hoffen und Bangen.

„So würde ich den armen Chatelard und mich bedauern," sprach sie. „Ihn, weil er einmal zum Unglück bei mir bestimmt ist, mich, weil ich einen Freund verliere. Ja, Chatelard, nur mit Schmerz verliert man einen Freund, der uns so viel ist, wie Ihr mir."

„Ich habe mein Gefühl stets verborgen," sagte Chatelard lebhaft. „Ihr würdet aus meinem Munde niemals erfahren haben, was ich empfinde, da aber jener Vorfall ohne mein Zuthun Euch unterrichtet hat —"

„Still, still, mein Freund!" fiel die Königin ein, „laßt auch jezt Eure Lippen schweigen von Dem, was ich nicht hören darf. Erhaltet mir den Freund, Chatelard, und habe ich ihn verloren, so sorgt, daß er mir bald wiederkehre. Ich brauche ihn: wem soll ich mich denn sonst anvertrauen?"

Chatelard war überwältigt, er konnte diesem Wesen gegenüber keine selbstsüchtige Leidenschaft festhalten, vor ihr niederknieend, bat er Maria um Verzeihung, zog, als sie ihm die Hand reichte, dieselbe an seine Lippen, und schwor ihr treue Freundschaft bis an's Ende. Sich selbst gelobte er, jede andere Regung zu unterdrücken, einzig nur der Freund seiner Königin zu seyn.

Bald sollte die Festigkeit dieses Entschlusses auf eine harte Probe gestellt werden.

Er fand die Königin, als er eines Tages zu ihr kam, in Thränen, und als er nach der Ursache ihres Kummers fragte, theilte sie ihm mit, daß Eifersucht, zu welcher Montmorency ihr nur zu gerechten Grund gegeben, sie unglücklich mache.

Chatelard sprang auf und schlug an seinen Degen.

„So laßt mich hingehen und ihn züchtigen!" rief er. „Jede Thräne, die er Euch ausgepreßt, soll er mit Blut bezahlen, oder reuig zu Euren Füßen zurückkehren. — Es wäre ein Triumph, der mir das Herz zerreißen würde," fügte er leise hinzu, „aber dennoch möchte ich ihn erringen!"

Maria drückte ihm wehmüthig die Hand. Es mochte sie schmerzen, daß ihr Herz diesem Manne stets einen Andern vorzog, aber sie konnte es nicht bezwingen.

„Seid Ihr überzeugt, daß Euer Argwohn gegründet ist?" fragte Chatelard. „Mir scheint es unmöglich, von Maria geliebt zu seyn und ihr eine Andere vorzuziehen."

„Seine Treulosigkeit ist nur zu gewiß," versezte Maria; „er geht heimlich zu der Marquise de Sauve, er unterhält einen Briefwechsel mit ihr und nüzt so die Zeit seiner Entfernung vom Hofe."

Montmorency hatte sich nämlich wegen verschiedener Zerwürfnisse mit den Machthabern für einige Zeit vom Hofe zurückgezogen.

„Gebt Euch nicht zu schnell und unnöthig der Trauer hin, Königin; so viel ich weiß, ist die Marquise die Geliebte des Prinzen von Condé, dem Montmorency sich um so mehr zu nähern sucht, seit er sich vom Hofe zurückgezogen hat. Die Vorsicht wird ihn nöthigen, sich der Marquise als Vermittlerin zu bedienen, damit der offene Verkehr mit dem Prinzen keinen Argwohn errege. Dies macht den Briefwechsel und die Besuche bei der Marquise erklärlich, und wenn Montmorency ihr zu gefallen strebt, so hat sicher sein Herz daran weniger Antheil, als die Klugheit."

Solche Worte aus dem Munde Dessen, von dem sie wußte, er würde sein Leben daran gesezt haben, Montmorency aus ihrem Herzen zu verdrängen und seinen Plaz einzunehmen, mußten Maria beruhigen. Aber Chatelard that mehr noch; er gab ihr sein Ritterwort darauf, er wolle genau erkunden, wie Montmorency zu der Marquise stehe und dann gewissenhafte Auskunft bringen.

Und er löste sein Wort; als er nach einigen Tagen zu der Königin kam, brachte er ihr die Versicherung, daß sie ruhig seyn dürfe, er verbürgte sich dafür, daß Montmorency's Einverständniß mit der Marquise keinen andern Zweck habe, als seine Verbindung mit dem Prinzen zu unterhalten. —

Prinz von Condé stand an der Spize einer Verschwörung, welche zum Zweck hatte, den König aus der Gewalt der Guisen zu befreien und das Haupt der Lezteren, den Cardinal von Lothringen, zu stürzen, der eigentlich die ganze Macht des Königs in Händen hatte.

Aber es fanden sich Verräther oder Unvorsichtige, durch welche der Cardinal von dem Anschlage unterrichtet wurde. Ehe die Verschworenen es ahnten, ereilte sie die Rache des erzürnten Machthabers, sie wurden größtentheils aufgehoben, so daß nur Wenige sich retteten, und unter den Verhafteten befanden sich auch der Prinz von Condé und Montmorency.

So schnell und heimlich wurde Alles ausgeführt, daß Maria erst von der entdeckten Verschwörung hörte, als sie zufällig erfuhr, Montmorency befinde sich im Gefängniß. Sie wurde von Verzweiflung ergriffen, denn wie sie den Cardinal kannte, war der Untergang Derer gewiß, die sich gegen ihn verbunden hatten; zwar war er ihr Oheim, sie war Königin von Frankreich, aber darum durfte sie bei der starren Unbeugsamkeit des Cardinals nicht hoffen, ihr Fürwort werde den geliebten Mann retten können.

Lange sann sie über einen Plan zur Rettung, bis ihr ein Gedanke kam, den ihre Schwärmerei, vielleicht eben deßhalb, weil er recht abenteuerlich und romantisch war, um so fester hielt.

Sie ließ Chatelard zu sich rufen.

Dieser war nicht wenig erstaunt, als er die Botschaft empfing, denn es war Nacht, sie traf ihn im Bett. Er mußte voraussezen, daß etwas außergewöhnlich Wichtiges die Königin bestimme, ihn zu einer so ungehörigen Zeit zu sich zu bescheiden, deßhalb beeilte er sich um so mehr, ihrem Befehl nachzukommen.

Weinend kam Maria ihm entgegen, als er bei ihr eintrat.

„Was ist geschehen?" fragte er erschreckt.

„Chatelard," hob Maria an, „Ihr seid mein Freund, Ihr sagtet mir, Ihr liebt mich: — ist Eure Freundschaft, Eure Liebe stark genug, ein Opfer zu bringen, wie es wohl selten gefordert wird?"

„Es würde mich schmerzen, wenn meine Königin nur einen Augenblick zweifeln könnte, daß es kein Opfer giebt, das Chatelard Ihr nicht freudig bringen möchte!" entgegnete Chatelard lebhaft.

„Es ist Etwas, das Euch doppelt schwer werden muß," versezte Maria, „und darum wohl ein banger Zweifel zu entschuldigen. Kaum wage ich es, meine Bitte auszusprechen."

„O, redet, Königin!" rief Chatelard; „ich brenne vor Begierde, zu hören, was Ihr von mir fordert."

„Wohlan, vernehmt denn, wenn Ihr's noch nicht wißt: Montmorency ist verhaftet," begann Maria wieder, „verhaftet als Theilnehmer an einer Verschwörung gegen den Cardinal von Lothringen, und dem Schwerte des Henkers verfallen, wenn er nicht der Gewalt seines Feindes entzogen wird."

„Montmorency im Gefängniß?" sagte Chatelard erstaunt; „so hat er sich wirklich hinreißen lassen —" (Schluß folgt.)

Schiller's Leiche und Gebeine.

Unbegreiflich erscheint es unserer Zeit, wie man in Weimar mit unseres großen Schiller's Leiche und Gebeinen umging. Adolph Stahr erzählt davon ausführlich in den „Bruchstücken aus meinem Tagebuche in Weimar." Die Leiche wurde ohne

alle Begleitung in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1805 in dem Landschaftscassengewölbe des Stadtkirchhofs zu Weimar beigesezt, und nur dem Eifer des Bürgermeisters Schwabe, eines Hausgenossen Schiller's, hat man es zu danken, daß Schiller nicht, wie schon die Anstalten getroffen waren, von der Schneiderinnung mit dem Schneiderhandwerkszeichen auf dem Bahrtuche zu Grabe getragen wurde. Schwabe sammelte in der Eile einige Freunde und Verehrer des Dichters, um mit ihnen das traurige Amt zu übernehmen; es waren elf, darunter Heinrich Voß. Beleuchtet von der einzigen Kerze auf dem Treppengeländer lag Schiller da; an seinem Lager weinte nur der alte Diener Rudolph; sonst war es still und einsam um ihn. Der Zug sezte sich in Bewegung; die Nacht war kalt und unfreundlich, die Straßen leer und öde; auf dem Markte hielten die Freunde, die den Sarg trugen, an, um abzuwechseln; da sah man bei dem Scheine der zwei leuchtenden Fackeln aus einem Gäßchen eine lange, in einen Mantel gehüllte Gestalt herausschreiten und sich dem Zuge anschließen; sonst folgte Niemand der Leiche. Diese wurde in dem genannten Gewölbe beigesezt, einer kalten feuchten Gruft, zu zehn andern Särgen, und wiederum sah man an der Wand die schweigende verhüllte Gestalt, die in lauten Schmerz ausbrach, als der Sarg niedergesezt wurde. Niemand weiß, wer es war, vielleicht Göthe, der wegen eigner Krankheit nicht an das Todtenbett des Freundes hatte kommen können, vielleicht v. Wollzogen, Schiller's Schwager. Der Todestag des großen Dichters selbst wurde in Weimar so wenig beachtet, daß sich die Jagemann erst weigern mußte, an dem Tage im Theater zu spielen, sonst hätte man gar keine Veränderung in der gewöhnlichen Ordnung wahrgenommen. Der Generalsuperintendent Voigt hielt eine Rede in der Kirche, Voß aber, der vom Bette des Todten nicht gewichen war und der Familie in ihrer materiellen Bedrängniß beistand, der den Sarg — einen Sarg für drei Thaler — bestellte, schrieb an einen Freund von den Worten des Redners: sie waren Worte. — Zwanzig Jahre vergingen, da schenkten die Söhne Schiller's die colossale Büste ihres Vaters von Dannecker an die Bibliothek zu Weimar, und nun erst erwachte das Interesse für Schiller. Der Bürgermeister Schwabe wollte auch den Schädel des Dichters auf die Bibliothek bringen lassen. Man öffnete deßhalb das Grabgewölbe, fand da aber nur einen wüsten Haufen von Gebeinen, die aus den übereinandergestellten, auseinandergebrochenen Särgen gefallen waren. Schwabe ließ die Schädel sämmtlich aussuchen und zu sich bringen; dann versammelte er alle Bekannte Schiller's aus der Stadt und Umgegend, legte ihnen alle elf Schädel vor und ließ sie ihre Stimmen schriftlich abgeben, welches wohl Schiller's Haupt sei; alle entschieden sich für eine Nummer, und dieß Urtheil wurde auch von Schiller's früherem Diener und von Göthe bestätiget. Die übrigen Gebeine Schiller's wurden von dem Prosector Schröter von Jena ausgesucht und zusammengestellt; nur ein Armknochen fehlte. Das Haupt Schiller's ruhete nun lange im Schranke des Postaments der colossalen Büste, bis es König Ludwig von Baiern durchsezte, daß die Gebeine wieder vereiniget würden, die man endlich am 16. September 1837 in die Fürstengruft neben Göthe und Carl August brachte. Auf der Bibliothek zu Weimar aber wird heute noch ein Couvert mit der Aufschrift von Göthe gezeigt: „der Schlüssel zu der Lade, welche Schiller's Gebeine umschließt."

Auch ein Krieg!

Der Winter erklärt dem Menschen den Krieg. Der Sommer, sonst unser bester Freund, zieht sich von uns zurück, da er sich nicht mehr so geachtet sieht, als vor einiger Zeit; er überläßt uns schwache Menschen unserm Schicksale. Ein Jeder ist daher auf Vertheidigung bedacht. Man sucht Proviant zu erhalten, hebt die Conscribirten aus den Wäldern aus; die Aufsenwerke der Zimmer werden ausgebessert und gehörig dicht gemacht. Die Kamine und Oefen, aus denen der Feind beschossen werden kann, werden in brauchbaren Stand gesezt. Man sucht die Panzerhemden, welche bisher im Winkel gelegen haben, wieder hervor, doch hat sich der Feind vielleicht schon vor Erklärung des Krieges durch eingeschlichene Motten verderben lassen.

Während dieser Anstalten fängt der Feind an, auf uns einzudringen. Der General Herbst kommandirt die Avantgarde und kommt quer über die Haberstoppeln marschirt. Unter ihm kommandiren die Brigadiers Regen, Wind und Hagel. Der Brigadier Wind kommandirt die leichten Truppen, und rückt zuerst an. Er sucht in die Festungen einzudringen; da man sie aber fest verwahrt hat und ihm dieß nicht gelingen will, so fängt er an zu stürmen. Manches Haus wird durch ihn beschädigt oder gänzlich demolirt, doch richtet er im Ganzen nichts aus. Hierauf vereinigt er sich mit dem Brigadier Regen und läßt in die gemachten Beschädigungen, besonders im Dache, so viel Truppen (Tropfen) eindringen, als möglich. Kann man nun dieß Eindringen nicht hemmen, so muß man seine Position dem Feinde überlassen und sich zurückziehen. Zugleich sucht der Brigadier Regen die Zufuhr abzuschneiden, indem er sich stark in den Landstraßen und Wegen lagert und selbige unfahrbar macht. Dieß fruchtet jedoch Alles nicht, und sie sehen sich genöthigt, den Brigadier Hagel, welcher die Artillerie befehligt, mit zu Hülfe zu nehmen. Dieser fängt dann an, Bresche zu schießen, und wenn man die Fenster, welche durch den Brigadier Hagel eingeschlagen sind, nicht gleich verstopfen oder verkleben kann, so dringen Wind und Regen mit solcher Schnelligkeit und Gewalt ein, daß man den Plaz übergeben muß.

Diese Angriffe kann man jedoch immer noch ertragen, aber nun kommt der Winter mit der Hauptarmee an. Unter ihm kommandirt der General Frost, welcher die Pontons und Moddbrücken mit sich führt; der General Schnee mit den leichten Truppen, und der Parteigänger Glatteis, welcher Manchem Hals und Bein bricht. Die Generale Frost und Schnee lassen die Wege, die durch den Brigadier Regen verdorben, wieder ausbessern und Brücken über Flüsse und Seen schlagen, um den Festungen ungehindert sich nähern zu können. Ihre stärksten Angriffe geschehen gewöhnlich des Nachts und in der Dämmerung vor Sonnenaufgang. Man sucht diese Angriffe durch warme Kleidung und Betten zurückzuschlagen. Der Feind rückt uns aber immer näher auf den Leib. Man sieht sich genöthigt, die Kamine spielen zu lassen; dieß Feuer aber ist nicht stark genug. Wir werden immer mehr zurückgedrängt und wollen uns schon an unsern Alliirten, den Ofen, anschließen. Plözlich wird die feindliche Colonne von einer bösen Krankheit befallen; das Thauwetter rafft den größten Theil davon hinweg. Hält die Krankheit lange an, so kann sie selbst für uns gefährlich werden, weil die vielen Feinde, welche durch sie hingerafft wurden, unbeerdigt liegen bleiben müssen, und die Dünste, welche von denselben aufsteigen, Faulfieber u. dgl. m. erzeugen können. Der General Frost rückt jedoch bald wieder mit neuen Truppen an, bessert mit den Leichnamen die Wege aus und baut Brücken davon. Täglich wird seine Wuth größer. Man fängt an, den Feind aus den Oefen zu beschießen; er schließt uns aber demungeachtet immer enger ein. Um ihn zu überzeugen, daß man ihn nicht fürchtet, stellen die Belagerten Bälle und Assembleen an; es werden Opern und Redouten gegeben. Die Alten und die Armen schicken dagegen häufige Deputationen an den Sommer, daß er kommen und sie von einem grausamen Feinde befreien solle.

Der Feind rückt immer stärker heran; an Ausfälle (nach den verschiedenen Belustigungsorten der Umgegend) ist durchaus nicht zu denken! Man könnte Nasen und Ohren dabei einbüßen.

Nachdem man diese Drangsale mehrere Monate erduldet, Mancher seinen Proviant verzehrt, seine Munition verschossen hat, und mancher Ofen geplagt ist, läßt sich der Sommer bewegen, uns Hülfe zu senden. Der General Frühling, ein

junger, hübscher Mann, fängt an, den Winter zurückzudrängen. Der General Frost sezt ihm durch die detaschirten Nachtfröste zwar viel zu; doch der General Frühling geht dem Feinde muthig zu Halse und vertreibt ihn endlich unter Begünstigung mehrerer Nebel, ganz, obgleich der Brigadier Regen die Wege auch jezt wieder unfahrbar macht und den General Frühling am Verfolgen hindert.

Nachdem der Feind gänzlich vertrieben ist, erscheint auch der Sommer, welcher der ärgste, unversöhnlichste Feind vom Winter ist, denn noch nie hat man beide beisammen gesehen.

Geduld.

Geduld!
Geduld im Kampf mit Sorg' und Müh',
Wirk' unverdrossen spät und früh,
Steigt höher stets des Tages Gluth,
Steig' auch dein Muth.
Geduld!
Geduld, oft bringt ein einz'ger Tag,
Was Jahresarbeit nicht vermag,
Was du gesät mit treuem Fleiß
Reift stillerweis.
Geduld!
Geduld, o Herz, in Sturm und Frost,
Ob Unkraut deine Saat durchsproßt,
Es kommt die Zeit, wo der Verdienst
Dir reichlich zinst.

Geduld!
Geduld im Kampf, wenn wahnbekriegt
Der Wahrheit Strahl nur langsam siegt,
Wenn sich Beschränktheit steift und stemmt,
Den Fortschritt hemmt.

Geduld!
Geduld, wenn für und für
Sich Unheil häuft und Ungebühr,
Wenn Unwiz glänzt und Unwerth steigt,
Und Weisheit schweigt.
Geduld!
Halt' aus auf offner grader Bahn,
Du kommst, ob langsam, doch voran,
Durch's Nebelthal zum Licht hinaus,
Halt' aus, halt' aus!
Geduld!
Bis an den lezten Glockenschlag,
Sei's früh, sei's spät, es kommt der Tag,
Der dir entschleiert Gottes Huld.
Geduld, Geduld!

An Dichter.

Willst Du schreiben gute Gedichte,
Habe zwei Bücher vor dem Gesichte,
Das der Moral und das der Geschichte.

Einkommen.

Hat Einer auch Einkommen für zehn,
So muß er doch erst auszukommen versteh'n.

Die Zeitungsleserin.

Die Zeitung sagt: „Es soll bei X. ein Heer
Von hunderttausend Mann erscheinen."
Da seufzte Albertine lang und schwer:
„Ach! hätt' ich doch nur Einen."

Miscellen.

× Leicht vom Winde bewegt schwankt hier und dahin die schwache Ranke des Weinstocks, sinkt dann zur Erde und kriecht armselig am Boden dahin. Siehe, da tritt der Gärtner hinzu und bietet den stüzenden Stab. Hoch und freudig rankt sie sich nun empor und bringt die herrlichsten Früchte. Ist nicht die Rebe der Mensch, Religion seine treueste Stüze?

× Was bist du, eilendes Leben, anders als Poesie? — Bald Idylle, bald Heroide, oft — Elegie!

× Wir sprechen sehr viel von unserer Civilisation und von den erstaunlichen Fortschritten, welche dieselbe gemacht. Wir wollen sie nicht bestreiten, obgleich es Augenblicke gibt, wo man sich gar verwundert fragen mag: welches Jahr schreiben wir denn jezt? Etwas ist allerdings gewonnen. Die öffentliche Moral hat sich gebessert. Ob auch die heimliche, die nicht zur Schau gestellte, ist eine andere Frage. Die Sittenlosigkeit früherer Perioden wagt sich nicht mehr an das Tageslicht, der alte Zopf sucht sich hinter Schmuck und Band zu verstecken. Jene Zeiten der Frechheit und der Pedanterie hatten aber trozdem ihre großen Männer, und gerade vielleicht jene Rücksichtslosigkeit hier und jene Fesselung dort half einzelnen Größeren zu desto größerer Kraftentwickelung. Die Gegenwart ist arm an solchen Genies. Weil jezt Alles thätig ist, wer es nur seyn will, kann der Einzelne sich nicht vom allgemeinen Strome entfernen. Und darin liegt der eigentliche Fortschritt unserer Zeit, daß sie das Leben in die Masse geworfen hat, das sonst nur im Einzelnen sich zusammendrängte. Und daß eben diese Masse immer die Augen offen hat, macht, daß die Immoralität sich wenigstens schämen gelernt und eine Scheu vor der Oeffentlichkeit bekommen hat. Das ist immerhin ein Gewinn, denn der erste Schritt zur Besserung ist die Schaam vor dem Bösen!

Naritäten Kästlein.

⊙ Schuld oder Unschuld. „Aber ich möchte doch wissen, Herr Richter! warum läßt man mich Strafe leiden, da ich doch keiner Schuld überführt bin?" — „Schweigen Sie! Sie verstehen das nicht. Ihre Schuld und nicht Ihre Unschuld soll ermittelt werden, deßhalb wendet man die geeigneten Mittel an!"

⊙ Eigenes Verhältniß. „Sie sind der glücklichste Mensch auf der Welt, Sie haben Alles, was zum Glücke gehört," sagte ein Freund zum andern. — „Sie haben Recht, antwortete der andere, „nur in der Liebe bin ich seit meiner Jugend sehr unglücklich." — „Wie so?" — „Meine erste Geliebte ging in's Kloster, meine zweite raubte mir der Tod und meine dritte ist — meine Frau geworden.

⊙ Kurz vor der Einnahme der Stadt Königsberg durch die Franzosen reiste die Gräfin v. W. in einem Wagen mit dem General K. schleunig dort ab. Der Schall der Kanonen und der Lärmen des Gefechts kamen dem eilenden Fuhrwerke immer näher, dieß beunruhigte den General; er beugte sich häufig mit dem Kopfe über die Wagenthür hinaus und sah rückwärts. — „Aber so sizen Sie doch stille, wonach sehen Sie denn immer?" fragte die würdige charakterfeste Frau. — „Ja mein Gott, die Franzosen! — wenn uns die Franzosen kriegen!" erwiederte der General. — „Nun, was wäre es denn weiter?" fuhr sie fort; „dann bekämen die Franzosen ein paar alte Weiber!"

Charade.

Jüngsthin noch war meine Erste
Sehr dem Rückschritt zugethan,
Heute aber schon gehört sie
Der Partie der „Rothen" an.
Und die beiden Lezten haben
Manches schöne Band getrennt:
Sie sind im Gebrauch der Damen
Gar ein spizig Instrument.
Waffenartig ist das Ganze,
Das jedoch nicht haut, nicht sticht,
Und das Leckermaul verspeiset
Es als köstliches Gericht.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:
Lager. Regal.
Salbader.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.